

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 21 (1980)
Heft: 25

Artikel: Sieben Jahre Schweiz : die Frau eines ungarischen Diplomaten hat nach ihrer Rückkehr ein Buch über unser Land geschrieben : so positiv wirken wir auf Ausländer, wenn sie aus sozialistischen Ländern kommen

Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1093957>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Frau eines ungarischen Diplomaten hat nach ihrer Rückkehr ein Buch über unser Land geschrieben.

Sieben Jahre Schweiz

So positiv wirken wir auf Ausländer, wenn sie aus sozialistischen Ländern kommen.

Man hat uns in den letzten Jahrzehnten immer wieder beigebracht, wir Schweizer seien im Ausland lange nicht so angesehen, wie wir wohl dächten. Also haben wir aufgehört, so zu denken. Aber jetzt dürfen wir wieder umlernen. Die Schweiz ist ein hochgelobtes Land.

Wenigstens in einem Buch, das dieses Jahr in Budapest erschienen ist. Dort beschreibt Marta Kalman, die Frau eines ungarischen Diplomaten, ihre Schweizer Jahre in der Sträler-Siedlung von Zürich. Nicht ohne ein paar ironische Uebertreibungen, aber liebenswürdig. Man sieht, was jemandem auffällt, der von Ungarn kommt. Wir bringen Auszüge und wünschen Ihnen viel Vergnügen beim Lesen.

Der reinste Sauberkeitsfimmel

Soll ich von Ordnung und Sauberkeit sprechen? Soll ich hier erzählen, womit jedes Geschäft morgens seine Arbeit beginnt? Damit nämlich, dass ein Angestellter oder auch der Besitzer selbst Ladeneingang und Schaufenster sauber macht und drinnen im Geschäft die Ware abstaubt.

In Zürich, an der Kuttelgasse, befindet sich das renommierte Geschäft «Jeans House». Zwei Frauen verwalten es; sie sind die Chefs, die Verkäuferinnen, die Buchhalterinnen und die Administratoren in einem. Aber wenn du morgens früh bei ihnen anklopfst, siehst du sie noch staubsaugen. Die eine oben auf der Galerie, die andere unten im Ladenraum. Und schon eilen sie dir liebenswürdig entgegen: «Womit können

wir Ihnen dienen?» Sie sind elegant, hübsch und adrett.

Wenn du sie fragen würdest, warum es im Geschäft keine Putzfrau gibt, so würden sie dich verwundert ansehen. «Wieso? Ist Ihnen aus unserem Staubsaugen denn ein Nachteil erwachsen? Haben wir nicht sofort die Arbeit liegenlassen, als Sie eintraten?» Und sie könnten noch beifügen: «So früh am Morgen kommen doch nicht so viele Kunden, dass man mit dem Putzen nicht fertig würde...»

In den Selbstbedienungsläden, vorab in den Lebensmittelgeschäften, gibt sich das Personal fast den ganzen Tag damit ab, Einkaufskörbe und Einkaufswägelchen zu reinigen. Nicht, dass diese etwa schmutzig wären — die Ware ist immer

so gut verpackt, dass nichts herausfallen könnte —, nein; aber sie sollen noch mehr glänzen.

Wo die Ware auszugehen droht, ersetzt man sie sofort, und bei dieser Gelegenheit entfernt man bei jedem Stück und beim Regal sorgfältig den Staub.

Fleissig geklebt werden die Preisschilder. Seit der Rezession wechseln die Preise häufig, zuweilen mehrmals am Tag. Leicht verderbliche Waren wie Obst und Gemüse erhalten stets neue Preise, und abends oder samstagsnachmittags wechselt man die Etiketten gar alle halbe Stunde.

In der Zwischenzeit achtet der Angestellte auch auf den Kunden oder, besser gesagt: auf den Gast, denn so wird der Kunde behandelt. Braucht er vielleicht Rat oder Hilfe? Wenn ja, dann unterbricht man die Etikettierung und steht ihm zur Verfügung.

Soll ich davon erzählen, dass die Autos, die Tramwagen und Busse so sauber sind, dass du dich eher im Autosalon glaubst als auf der Strasse? Der Trampassagier hat das Gefühl, man habe das Tram eben für ihn gerade in Ordnung gebracht, und wenn er mit der Hand einen Flecken gemacht hat, wischt er ihn deshalb sorgfältig ab.

Soll ich erzählen, dass der Hauswart bei uns täglich die Eingangshalle und den Lift aufwäscht? Dass er im Block mit seinen 70 Wohnungen regelmässig die Treppenhäuser reinigt, den Kellergang, die Waschküche, den Trockenraum? Es gibt im ganzen Block keinen allgemein zugänglichen Teil, den er nicht einmal pro Woche sauber machen würde. Gleichermassen trägt er Sorge zur Umgebung. Er reinigt das angrenzende Trottoir und pflegt die Blumen. Sein Stundenplan ist genau und für jedermann einzu-sehen.

Wenn der Hauswart krank wird, muss er für Ersatz sorgen. Finanziellen Schaden erleidet er dabei nicht, weil ihm die Krankenkasse den Lohn vergütet, den er seinem Stellvertreter zahlt. Aber die Verantwortung behält er selbst, solange sein Arbeitsverhältnis dauert.

Nur die Fassadenreinigung ist nicht seine Sache. Das besorgt einmal pro Jahr eine spezielle Firma. Und die Storen werden von den Hausfrauen saubergehalten.

Es gibt in diesem Lande eine kollektive Sauberkeit. Eine Postamtstelle in einem Vorort. Vorweihnachtszeit. Man gibt viele Pakete auf. Häufig mit aufgeklebten Zweigen, die den Empfängern Freude bereiten sollen. Solche Zweige brechen manchmal ab. Da bemerke ich, wie wartende Postkunden die Reste mit der Hand auf



Als Illustrationen zu diesem Beitrag nehmen wir Karikaturen zum ungarischen «Vergleichsgegenstand» aus «Ludas Matyi», Budapest.

Arbeitsteilung. «Also, mein Sohn: Meine Generation besorgt die feierliche Grundsteinlegung, und deine Generation besorgt dann den Bau.»

(LM, 11.9.1980)

Ueber das Buch

Márta Kálmán «Stráler-lako voltam. Hét év Svájcban.» Ich wohne in der Stráler-Siedlung (in Zürich). Sieben Jahre in der Schweiz.

Márta Kálmán ist die Frau eines ungarischen Diplomaten im Handelsdienst. In Zürich gibt es eine Handelsabteilung der ungarischen Botschaft.

Das Buch wurde in Budapest beim Verlag Magvető im Sommer 1980 in 15 000 Exemplaren herausgegeben.

Innert einer Woche war das Buch ausverkauft, obwohl die Autorin zuvor noch nie etwas veröffentlicht hatte und auch der Titel des Buches nichtssagend war. Ueber die Schweiz existiert in Ungarn wenig Literatur: einige Uebersetzungen von Schweizer Klassikern.

Bis dahin war sonst nur das Reisebuch von Tibor Fajth über die Schweiz zu erwähnen, das seit 1968 in mehreren Auflagen herausgekommen ist. In der Tat ein lehrreiches und gutes Buch — aber nur ein Reiseführer. Und dann selbstverständlich Jean Zieglers Buch «Une Suisse au dessus de tout soupçon», das der Partieverlag Kossuth herausgegeben hatte — mit mässigem Erfolg.

dem Tisch zusammenwischen oder gar vom Boden aufheben, um sie in den Abfallkorb zu tun, egal ob sie von ihrem eigenen Paket stammen oder von einem andern. (...)

Regler Verkehr auf der Rämistrasse. Autos und Trams. Hier gibt es eine Strassenkreuzung ohne Ampel. Eine Polizistin lenkt den Verkehr. Nun haben Strassenarbeiter in der Strasse gerade ein Loch gestopft, das die Autos auf eine einzige Fahrbahn pro Richtung gezwängt hatte. Zwei Arbeiter sind daran, die Absperrung und die Stopplampen zu entfernen, damit der Verkehr wieder auf beiden Fahrbahnen zirkulieren kann.

Aber auf der freiwerdenden Spur liegt noch Schmutz. Sollen die Autos ihn weiterschleppen? Offenbar findet die «Politesse», das gehe nicht an. Und schon schreitet sie zur Tat. Noch während die Bauarbeiter mit der Aufhebung der Sperre beschäftigt sind, greift sie zu einem Besen und beginnt die Strasse zu kehren. Als ob sie zu Hause auf ihrem Hof wäre. Denn sie würde nicht gleichgültig zusehen, wie die Autos den Schmutz über die ganze Strasse verteilen. (...)

Jetzt will ich etwas erzählen, das mir selber zugestossen ist. Ich hatte in einem Lebensmittelgeschäft eingekauft und liess ein Dezifläschchen Tomatensaft draussen auf das saubere Trottoir fallen. Noch bevor ich Zeit hatte, etwas zu denken oder gar zu tun, war schon die Kassiererin aus dem Geschäft hinausgeeilt. Sie brachte mir einen Kübel Wasser, einen Lumpen und einen Wischer. Leider müsse sie gleich zur Kasse zurück und könne mir nicht helfen. Dafür hat mir eine Hausfrau geholfen, die aus dem Laden kam und für mich das Trottoir säuberte. (...) Als alles getan war, kam ein Lehrling aus dem Geschäft und holte die Utensilien zurück. Ueber den Vorfall schien sich niemand zu wundern. Später habe ich Aehnliches gesehen. (...)

Hausfrau nach Zürcher Art

Eine ganz andere Art von Märchenhaftigkeit umgibt die Essgepflogenheiten. Nicht einmal der Schweizer kann nur die Umwelt pflegen; er muss auch essen. (...)

In der (Budapester Zeitung) «Magyarorszag» habe ich einmal einen Artikel gelesen, der statistisch nachwies, wie die Zeit einer ungarischen Hausfrau aufzuschlüsseln ist. Da geht viel Zeit weg, die mit dem Essen verbunden ist, z. B. Einkaufen, Kochen, Abwaschen. Dafür nimmt die Pflege der Umwelt wenig Zeit in Anspruch.

Bei der Schweizer Hausfrau trifft das Gegenteil zu. Ihr Arbeitstag beginnt um 7 Uhr. Dann ist sie schon gewaschen und angezogen. Sie bereitet das Frühstück vor: Eier, Käse, Butter, kaltes Fleisch, etwas «Grünes» wie Gurken oder Radieschen und natürlich Kaffee oder Tee.

Und das Brot? Nur dünne Schnitten. Laut Statistik verbraucht man in der Schweiz 28 kg Brot pro Kopf und Jahr. Das macht 76 g pro Tag.

Aber irgendwo habe ich gelesen, dass der wahrhaftige Schweizer nur 4 kg Brot pro Jahr isst. Denn in der amtlichen statistischen Angabe ist der ausländische Konsument inbegriffen. Nur so kann ich verstehen, dass man manchenorts von Freitagnachmittag bis Montag um 11 Uhr kein Brot kaufen kann, und das stört niemanden.

Uebrigens essen die Schweizer kaum frisches Brot; sie legen dünne Schnitten einzeln verpackt in die Tiefkühltruhe, wo sie monatelang haltbar sind.

Nach dem Frühstück tut die Hausfrau das gebrauchte Geschirr in die Geschirrspülmaschine. Eingeschaltet wird erst, wenn sie gefüllt ist.

Nun ist die Schweizer Hausfrau bis 11 Uhr damit beschäftigt, ihre Räumlichkeiten zu pflegen. Wohnung, Schrank, Schubladen, Garten, Auto, Balkon. Und den Keller, in dem sorgfältig die Weinflaschen gelagert sind.

Die Schweizerin macht das alles nach einem Plan, den sie irgendwo in der Wohnung auf einem Zettel notiert hat.

Schlag 11 Uhr betritt die Schweizer Hausfrau ihre Küche. Dort rüstet sie auf jeden Fall Salat, viel Salat. Auf manche Art zubereitet, aber immer gut entwässert. (...)

Das Fleisch wird grilliert oder in der Teflonpfanne gekocht und mit Sauce serviert. 1979 belief sich der Pro-Kopf-Verbrauch an Fleisch auf 79 kg; aber wahrscheinlich sind da die Hunde inbegriffen.

Suppe pflegt der Schweizer nicht zu essen. Tut er es aber doch, dann ist sie das Hauptgericht.

Wichtig sind Früchte. Kompott ist zwar ein geschätztes Dessert; aber die Hausfrau zieht normalerweise Früchte vor; sie sind billiger. Nach der Mahlzeit wird das verbrauchte Geschirr zum ändern in die Spülmaschine getan.

Ist die Mittagspause vorüber, fährt die Hausfrau gemäss ihrem Arbeitsplan fort, Wohnung und Umgebung zu pflegen. Aber vielleicht widmet sie sich auch einer andern Tätigkeit, nämlich ihrer privaten Buchhaltung. Denn eine sorgfältige Hausfrau schreibt alles auf, von den Ausgaben für Reinigung bis zum Einkauf. Den besorgt sie zur Hauptsache einmal im Monat. Dann füllt sie den Kofferraum des Autos mit Waren. Was sie zusätzlich die Woche durch braucht, holt sie dann, wenn sie ohnehin das Haus verlässt, weil sie zum Beispiel den Hund spazieren führt. Ferner führt sie Buch über Waschpulver- und Stromverbrauch für die Wäsche.

Alle Frauen, die ich kennengelernt habe, besorgen ihre Wäsche selber. Es gibt Waschsalons; aber wovon die leben, ist mir ein Rätsel. Einmal habe ich meine Bettwäsche hingebachtet; aber wirklich nur einmal. Ich würde mich schämen, hier zu schreiben, wie hoch die Rechnung war.

Der Nachmittag ist dem Nähen von Röcken oder Kleinkindersachen reserviert. Auch gestrickt wird: Pullover, Schals und was es sonst noch gibt. Nicht, dass die Hausfrau kein Geld für Konfektion hätte; aber sie ist Schweizerin und spart.

Es entspricht schweizerischer Auffassung, dass die elegante Dame der Mode nicht genau gehorcht, sie eher ein bisschen missachtet. In der neuesten Mode, da würde man auffallen. (...)

Die Schweizerin benützt den Lippenstift sparsam und bemalt ihre Augenlider überhaupt nicht. Die Haarfarbe kann beliebig sein, aber bloss nicht rot, und lieber nicht einmal rötlich, auch wenn das der Trägerin gut stehen würde. Denn sonst würde man als «leichte Frau» angesehen, wie mir eine Coiffeuse gesagt hat.

Kleidung und Aussehen sind auch in der Schweiz wichtig, bloss die Kriterien sind anders als bei uns in Ungarn. Passend für die jeweilige Gelegenheit, das ist das Wichtigste. Wenn man morgens das Haus für kurze Zeit



Titelblatt des ungarischen Buches über die Schweiz, «Bitte Schwäne nicht stören!» und «Hunde an der Leine führen».

verlässt, ist ein Lodenmantel richtig und nicht ein elegantes Kostüm.

Aber merke: Man beurteilt dich nicht nach deinen Kleidern. Du kannst arm sein und elegant einhergehen. Oder reich sein und schäbig herumlaufen. Nicht einmal Pelz oder Schmuck verleihen Status.

Dafür passt man auf, wie man statusgemäss seine Ferien verbringt. Bekannte von uns begaben sich für einen Monat nach Davos in eine Dreizimmerwohnung. Dort kochte, wusch und putzte die Frau wie zu Hause. Ich fragte sie, wie sie die Ferien geniessen könne. Sie erklärte mir, dass für Hotelferien nur ein teures Haus in Betracht käme; sonst wäre das dem Ruf ihres Mannes im Geschäft abträglich; er muss erreichbar sein. Und ein teures Hotel kann er sich für einen Monat nicht leisten.

Nachmittags um vier macht die Schweizer Hausfrau Kaffeepause. Dazu nimmt sie Kuchen und eventuell — weil es der Ehemann nicht sieht — eine Zigarette. Sie sitzt gemütlich im Wohnzimmer und geniess ihre abgezählten 15 Minuten, aber keine Minute darüber.

Das Abendessen ist frühzeitig. Auf jeden Fall ist Joghurt dabei. Er ist billig, gesund und langweilig nicht, denn er kommt in einem Dutzend Sorten vor oder mehr. Man braucht keine Hemmung zu haben, Joghurt auch im Restaurant zu verlangen. Zu beliebigen Speisen oder sogar an ihrer Stelle.

Zum Abendessen gehören noch Käse verschiedener Sorten. (...)

Von den Franzosen hatte de Gaulle einmal gesagt, es sei schwierig, eine Nation zusammenzuhalten, die 300 Sorten Käse kenne. In der Schweiz müssen es wohl mehr sein. In jedem Dorf führt man alle bekannten Sorten und die lokale Exklusivität dazu. Aber der nationale Zusammenhalt funktioniert anscheinend trotzdem ohne besondere Probleme. Hängt er am Ende doch nicht vom Käse ab?

(...)

Man sagt, die Schweiz sei die Heimat der Schokolade. Kann schon sein; aber die Schweizer selbst essen meist wenig Schokolade. Man warnt die Kinder davor wie vor dem Feuer. Wegen der

Zähne. Die Erwachsenen ihrerseits denken an ihren Kalorienhaushalt.

Wer also kauft die Schokolade? Ich habe es mir überlegt: Es müssen die ungarischen Touristen sein. Und da werden wohl auch wir es sein, welche die Schokoladepreise in die Höhe getrieben haben, finanzstark, wie wir nun einmal sind.

Man trinkt wenig in der Schweiz. Mit Rücksicht auf das Auto, nicht auf die Gesundheit. In der Schweiz ladet man einander unter Frauen zum Kaffee ein und unter Familien zum Abendessen. Dabei trinkt von den Gästen nur der Ehemann Alkohol, und zwar mässig; die Frau chauffiert ihn dann nach Hause. Bier gilt in der Schweiz nicht als Alkohol, vielleicht weil es billiger ist als Mineralwasser. Sodawasser ist nicht üblich. (...)

Wenn du im Restaurant Brot willst, musst du es extra verlangen. Dann sieht man dich als Bulgaren oder Rumänen an. (In Ungarn ein Synonym für primitiv; Anm.) Und wenn ich sage, dass man dich ansieht, dann gilt das: Man wendet dir das Gesicht zu und betrachtet dich eingehend.

Die Schweizer Hausfrau arbeitet sonntags nicht. Aber wohlverstanden: das heisst bloss, dass sie weder die Wohnung fegt noch das Rechnungswesen verwaltet. Sie bereitet «nur» das Sonntagsmahl und dekoriert den Tisch, möglichst mit Blumen. Sie sorgt für Mensch, Tier und Zimmerpflanze. Und wenn sie sich keinen Sonntagsausgang leistet, dann macht sie eine verlängerte Arbeitspause.

Wochentags ist der Ausgang klar begrenzt. Kommt der Ehemann nach Hause, ist die Frau schon da. Auch dann, wenn die Kinder schon gross sind.

Du hättest sehen sollen, wie mich kürzlich im Lift mein Nachbar, ein pensionierter Lateinlehrer, angeschaut hat, als ich abends um sieben allein nach Hause kam. Wenn der Ehemann heimkommt, wo könnte sich denn die Frau auch anders befinden als am heimischen Herd?

Somit: Die Hausfrau hat ihre Zeit so einzuteilen, dass sie ihre sämtlichen Besorgungen ausserhalb des Hauses dann erledigt, wenn auch der Gatte nicht zu Hause ist; ob sie dabei zwei oder drei kleine Kinder mit sich herumschleppen muss, spielt keine Rolle. (...)

Sonst teilt die Hausfrau ihre Arbeit so ein, wie sie will: total selbständig. Das heisst, auf die Meinung der Nachbarn muss sie schon auch Rücksicht nehmen.

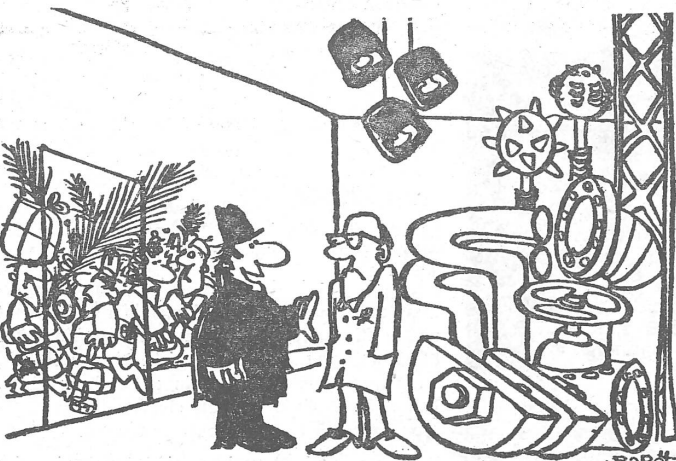
Einmal pro Woche ist die genau befristete Wäschezeit. Die Hausfrau übernimmt Waschküche und Trockenraum in einem Zustand, der als fabrikneu zu bezeichnen ist. Und nicht anders überlässt sie die Räumlichkeiten der Nachfolgerin.

Fristgemäss kontrolliert die Schweizerin die Schularbeiten der Kinder, fristgemäss pflegt sie den Gemüsegarten, fristgemäss empfängt sie die Gäste des Ehemanns, verpflegt den Hund und bringt das Auto zum Service. Dergestalt löst sie ihre Aufgaben selbständig nach ihrem Gutdünken.

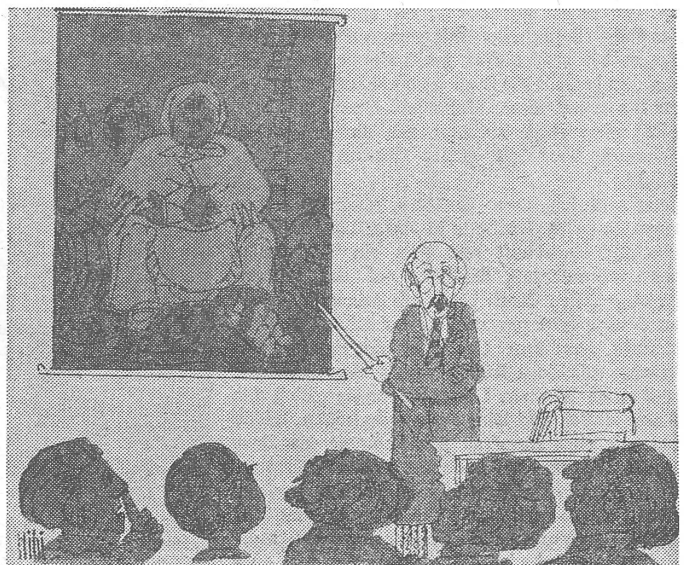
Die grosse Ehrlichkeit (im kleinen)

Vom Vertrauen. Unser TV-Apparat ist kaputtgegangen. Ich rief eine mir unbekanntere Firma an, aus dem Telefonbuch herausgesucht. Es hiess, man wolle kommen; der Zeitpunkt sei noch unbestimmt; auf jeden Fall werde man zurückrufen. Ich dachte, ja, ja, irgendwann, und man weiss, wie lange so etwas dauert. Nach dem

Gespräch verliess ich das Haus. Nach einer knappen halben Stunde war ich zurück. Da stand vor der Wohnungstür ein TV-Gerät. Nur so hingestellt. Danach rief mich die Firma an. Sie hätten das Austauschgerät schon gebracht, und ob sie jetzt gleich den defekten Apparat holen könnten; vielleicht lasse sich die Repara-



Oben: «Nein, eigentlich brauche ich keine Erdölbohranlage, aber in den andern Geschäften ist einfach das Gedränge zu gross.» (LM, 11.12.1980)



Rechts: Wirtschaftshochschule. «In der heutigen Vorlesung behandeln wir das Thema: Warum weiss Tante Marie, was der Markt verlangt?» (LM, 13.11.1980)

tur bis zum Abend machen; aber sicher sei das nicht.

Damals hat mich so etwas noch restlos verblüfft. Heute kaufe ich schon in der Gewissheit ein, meinen gefüllten Korb vor dem Lebensmittelgeschäft abstellen zu können, wenn ich noch zur Apotheke gehen will oder in die Reinigungsanstalt.

Einmal hatte ich meinen Schirm irgendwo in einen Ständer gestellt und vermisste ihn erst nach drei Tagen, als es wieder zu regnen anfang. Da ging ich einfach hin und holte ihn; er war noch immer dort. Das ist typisch Schweiz. Und auch das: Die Lebensmittelgeschäfte verkaufen die Früchte vor dem Laden auf dem Trottoir. Und in der Mittagspause bleiben diese einfach

dort, unbewacht. Das Personal verschwendet anscheinend keinen Gedanken daran, dass man sich die Ware unentgeltlich nehmen könnte.

Nach dem gleichen Prinzip kann ich meinen Wagen von der Garage holen. Er steht ungeschlossen im Hof; der Zündschlüssel steckt; man braucht nur zu starten. Die Mechaniker scheinen es für merkwürdig zu halten, wenn ich ihnen melde, dass ich nun mit meinem Auto wegfahren will. (...)

Hie und da ergänzt man das Vertrauen noch durch menschliche Aufmerksamkeit. Ein Beispiel: In der Zürcher Zentralbibliothek ist der Lesesaal für Zeitschriften bis abends um sieben geöffnet. Man kann hineingehen und die Zeitschriften an Ort und Stelle lesen, nicht aber mitnehmen.

Oder etwa doch? Einmal war ich kurz vor 16 Uhr im Lesesaal. Da bemerkte ich, dass die Leute ihre Sachen zusammenpackten und aufbrachen. Ich blieb. Da kam die Bibliothekarin zu mir. Heute sei ausnahmsweise nur bis 16 Uhr geöffnet, weil nachher hier ein Vortrag stattfindet. Die vorzeitige Schliessung sei seit Wochen an der Saaltüre angekündigt gewesen.

Leider war mir die Notiz entgangen, weil ich meine Brille nicht angehabt hatte. So entschuldigte ich mich und wollte meine Zeitschrift an ihren Platz zurückstellen. Aber die Bibliothekarin liess die Sache nicht so einfach auf sich beruhen. Ob ich wirklich wegen meiner schwachen Augen den Text ohne Brille nicht habe lesen können? In diesem Fall liege der Fehler bei ihr selbst; sie hätte die Ankündigung grösser

schreiben können. Sie bat mich um Entschuldigung. Wenn es mir nichts ausmache, die Zeitschrift zurückzubringen, möge ich sie ruhig mitnehmen.

Vom Verkehr. Ich machte meine Erfahrungen mit dem Fliegen, mit dem Auto, mit der Eisenbahn und mit städtischen Verkehrsbetrieben. Ich kann mit andern Ländern vergleichen.

Die neue Flughafenerweiterung von Zürich hat es in sich. Auch wenn alle zwei Minuten ein Flugzeug startet oder landet, hast du das Gefühl, das ganze Personal stehe ganz allein zu deinen Diensten. Kein Gedränge, kein Lärm. Dafür Ruhe bis auf leise Musik. Und Sauberkeit.

Ueber die SBB viel zu sagen, erübrigt sich. Ich begnüge mich mit einer Anekdote. Se non è vero, è ben trovato.

In Japan hat man beschlossen, den Passagieren die Fahrkarte zu vergüten, wenn der Zug Verspätung hat. Ein schweizerischer Parlamentarier schlug daraufhin vor, das Verfahren auch in der Schweiz einzuführen. Ein Entrüstungssturm brach über den armen Mann herein. Weil sein Vorschlag die Möglichkeit voraussetzte, dass es auch in der Schweiz zu Verspätungen kommen könnte.

Den Autoverkehr in der Schweiz kenne ich gründlich, regelrecht von Grund auf. Denn hier habe ich autofahren gelernt. Eigentlich hatte ich auch gewünscht, auf schlechten Strassen fahren zu lernen. Aber in diesem Land fand ich keine ...

(...)



Im Paternosterlift. Der Untergebene zum Chef: «Ich bitte hundertmal um Vergebung, dass ich in die Kabine geraten bin, die höher liegt als die Ihre.» (LM, 13.11.1980)



«Kann ich jetzt ziehen?» «Nein, halt! Unsere Arbeitszeit geht eben zu Ende.» (LM, 30.10.1980)

Politische Idyllen

Wie entwickelt sich eine Gemeinschaft, die schon seit langem keiner Aggression ausgesetzt war? Was wird aus einer Gemeinschaft, die Bomben, Massenmord, Gewalt und Böses nur via TV kennt? (...)

Die Bewegung der jurassischen Separatisten ist reif geworden. Sie verlassen den Kanton Bern und gründen einen neuen Kanton. Die Sache hat Jahre gedauert; sie war zum gewichtigen politischen Thema geworden.

Die Bewohner des Kantons Bern sind deutscher oder französischer Muttersprache.

Laut den Separatisten hat sich der Kanton wenig um sie gekümmert. Waren z. B. in einer jurassischen Gemeinde die Pflastersteine abgenützt, hat man sie nicht ersetzt, sondern nur ausgebessert. Heisst es wenigstens.

Die Gründung eines neuen Kantons hat viele Leidenschaften aufgewühlt, für und wider. Es wurde auch viel demonstriert, bis eine Volksabstimmung die Sache klärte: Der eine Teil des Jura bildet einen eigenen Kanton, der andere verbleibt bei Bern.

Die aufgewühlte Leidenschaft hat Schriften geschaffen, Diskussionen, Versammlungen und Kundgebungen. Der Kampf zog sich über Jahre hin. Aber es kam zu keinem Blutvergiessen.

Das heisst: doch, wenn man es so nennen will: Bei einer Demonstration stürzte ein Manifestant und schlug sich an einem Randstein den Kopf

ein. Wochenlang debattierte man darauf in Zeitungen und Versammlungen, wie dieses Ereignis zu bewerten sei. (...)

Wie gesagt, es kam zu keinem Blutvergiessen. Aber zu materiellen Schäden. Sie führten sogar zu einem Prozess. Mit 13 Angeklagten. Man hatte eine Glühbirne vom städtischen Elektrizitätswerk zerschlagen, eine Fahne gestohlen, eine TV-Antenne demoliert und — o Vandalismus — einem Auto die Pneus aufgeschlitzt, und das mit Vorbedacht. Die Angeklagten erhielten bedingte Strafen und die Gelegenheit, sich die Sache zu überlegen. Nämlich, dass man seinen politischen Gegner zwar hassen mag, aber doch nicht bis zu dem Punkt, dass man ihm sein Auto beschädigt ... (...)

Ich könnte auch von Kaiseraugst sprechen. Die Umweltschützer sind gegen die Atomkraftwerke. Sie veranstalten Sitzstreiks an Ort und Stelle. Und wenn sie dann beschliessen, den Streik bis zum nächsten besonnenen Gespräch am grünen Tisch zu unterbrechen, verabschieden sie sich nicht nur von den Kollegen, sondern auch von den Polizisten, die sie bewachen, mit Blumensträssen ... (...)

Auch in der Schweiz kommt es zu Rezessionszeiten vor, dass Betriebe eingehen. Schuld daran sind Spekulation oder ungünstige Marktlage. An den Werktätigen liegt es wahrhaftig nicht. Vom Arbeiter bis zum Direktor ist die ganze Belegschaft tatsächlich bemüht, den Zeiten und Um-

ständen entsprechend ein Maximum herauszuholen. Die Arbeit bloss vorschrittmässig zu verrichten, das genügt ihnen nicht; das wäre ja so gut wie gestreikt. Nein, man soll Sinn und Bedeutung der Arbeit erfassen. Und jedermann soll den Ehrgeiz haben, die Sache gut zu machen, so gut, so genau und so schön, wie es nur möglich ist.

In der Schweiz wird die Arbeitszeit mit Arbeit verbracht. Dass jemand nur so herumsteht oder herumsitzt, ohne etwas zu machen, das kommt nicht vor. Man würde ihn für krank halten oder für nicht ganz normal. (. . .)

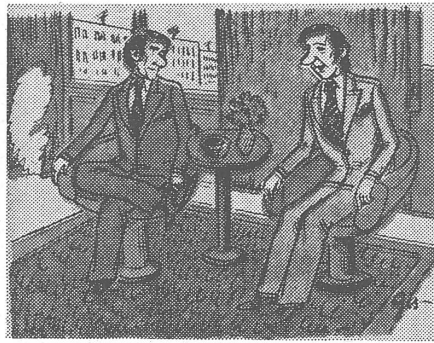
Die Arbeitskollegen wissen voneinander nicht allzuviel. Womöglich duzen sie einander nicht einmal, sondern siezen einander sogar am Arbeitsplatz. Auch Frauen. Kosenamen und Vertraulichkeiten fehlen. Zwei junge Mädchen, so um die 25 Jahre alt, reden einander mit Fräulein X und Fräulein Y an. So «ehrt man sich» untereinander.

Die Arbeitszeit mit Kaffeetrinken verbringen, das gibt es nicht. Kaffee bietet man am Arbeitsplatz und in der Arbeitszeit nicht einmal an, wenn ein ausländischer Gast auftaucht. Dazu ist die Mittagspause da. Falls man sie dazu benötigen will.

Und wenn der Werktätige Kaffee trinken will, muss er sich ins Buffet begeben und sich das Getränk am Automaten holen gegen Münzeinwurf.

Wer ein Chef ist und ein eigenes Büro hat, der ruft wohl einmal im Tag seine Frau an, um zu erfahren, wie es ihr geht und was es zu Hause Neues gibt. Aber wer sein Büro mit Kollegen teilt, tut das nicht. Wie denn auch? Es geht doch niemanden an, mit wem er spricht und was! Ueberdies ziemt es sich nicht, die Kollegen mit persönlichen Gesprächen zu stören. Und schliesslich will man nicht den Eindruck erwecken, die Firma mit Telefongesprächen zu belasten, die übrigens nicht billig sind.

Einmal sprach ich mit dem Direktor einer grossen Schweizer Firma. Ich fragte ihn, wie er sich um die persönlichen Angelegenheiten seiner Mitarbeiter kümmere. Er verstand meine Frage nicht. Als ich ihm dann erklärte, meiner Meinung nach müsse sich ein Personalchef auch mit den Sorgen seiner Mitarbeiter beschäftigen, war



«Ich komme eben vom Arzt. Er hat mir gesagt, dass ich die Renovierung des Hauses noch erleben werde. So viele Jahre habe ich also noch vor mir.» (LM, 23.10.1980)

er sehr erstaunt. Das wäre doch eine unstatthafte Ausnützung der Chefstellung, wenn man seinen Mitarbeitern persönliche Fragen stellen würde. Aber wenn ein Mitarbeiter mit einer Privatangelegenheit zum Chef kommt? Undenkbar! Das würde doch so aussehen, als ob er sich in die Gunst des Chefs einschleichen wolle, als ob er persönliche Vorteile für sich suchen würde. Nein, nein, so etwas gibt es doch nicht.

Die Demokratie in der Schweiz. Die Schweiz ist ein kapitalistischer Staat. Sie hat ein Gesellschaftssystem mit antagonistischen Klasseninteressen. Aber den Begriff von «Herr» und «Dienner», wo sich der eine zu gut ist, dem andern die Hand zu geben, den gibt es hier nicht. Nicht einmal als Erinnerung. Weil der Feudalismus schon lange tot ist. Anrede und Begrüssung sind für alle gleich.

Der Käufer wird in der Zeit der Rezession besonders geschätzt. Einmal hatte ich ein Abendessen für ein paar Personen vor, mit mehreren Gängen. Die erste Stufe ist alleweil der Einkauf. Das Wägelchen war schnell voll; schon wegen der vielen Flaschen. Ich konnte nicht alles ins Auto verfrachten. Aber dafür gibt es den Hauslieferdienst. Ich übergab der dafür zuständigen Stelle das Wägelchen, und nach einer halben Stunde hatte ich die Ware in meiner Wohnung. Ich räumte sie in der Küche aus; der Chauffeur war längst weg. Da stiess ich auf Käse, den ich nicht

gekauft hatte; dafür fehlte der Rahm. Am Telefon bedauerte man die Verwechslung; man werde die Sache sofort in Ordnung bringen.

Zehn Minuten später war der Fahrer mit dem grossen Lieferwagen wieder da. Er brachte den Rahm und nahm den Käse. Aber was war wohl das kleine Paket, das er zurückliess? Eine Schachtel Schokolade. Dazu eine Karte: «Für die Unannehmlichkeiten mit nochmaliger Entschuldigung. Die Geschäftsleitung.»

Die Schokolade habe ich gegessen. Die Karte habe ich aufbewahrt. Um die Sache beweisen zu können, wenn man sie mir nicht glauben will.

Und wenn wir schon vom Lebensmitteleinkauf sprechen, will ich hier noch von einer anderen Sache erzählen. Vor dem Laden traf ich zufällig eine Hausfrau aus dem Sträler-Haus. Ihr Mann ist Drucker. Sie hatte viel zu schleppen und ging zur Tramhaltestelle. Ich hatte das Auto bei mir und anbot mich, sie nach Hause zu bringen. Sie verzichtete. Ich machte mir darüber keine Gedanken.

Wir begegneten einander später wieder, als wir beide auf das gleiche Tram warteten. Da tauchte ein untersetzter, liebenswürdiger alter Herr auf, schüttelte meiner Nachbarin die Hand und begann ein Gespräch mit ihr.

Sie sprachen miteinander, augenscheinlich mit Vergnügen, bis das Tram kam. Dann verabschiedete sich der alte Herr; wir beiden Frauen stiegen ein und setzten uns nebeneinander. «Wissen Sie, wer dieser Herr ist? Nein? Sein Bild war doch in der Zeitung. Das ist der Chef der Partei der Arbeit. Wissen Sie, in was für eine Gefahr uns der gebracht hat? Das war während des Krieges. Da hätte nicht viel gefehlt, und er hätte das ganze Land den Russen zum Geschenk gemacht. Dann wären wir jetzt alle tot. Wegen unseres Besitztums. Wir haben nämlich ein Wochenendhaus, müssen Sie wissen. Wenn dieser Herr damals ans Ruder gekommen wäre, dann hätten wir in Lebensgefahr geschwebt.»

Eine andere Nachbarin aus dem Sträler-Haus. Sie hatte mir, als ich in die Schweiz gekommen war, viele gute Ratschläge gegeben, von der Waschmaschinenreinigung an bis zur Garagenbenützung. Hausfrau natürlich. Ihr Mann ist Busfahrer. Fast die einzige Möglichkeit, in der Schweiz als Chauffeur angestellt zu werden, denn Privatchauffeure gibt es in der Schweiz nicht. Jeder fährt sein Auto selber, ob Generaldirektor, Pöstler oder Präsident der Nationalbank. (. . .)

Nun, ich lud diese Nachbarin zum Nachmittagskaffee ein, und sie kam. Bei einer andern Gelegenheit war ich dann von der Frau eines Fabrikdirektors zum Kaffee eingeladen. (. . .) Sie wusste schon, dass die Frau des Chauffeurs bei mir gewesen war; so etwas spricht sich herum. Die Fabrikantengattin nun gab mir den Rat, die Chauffeursfrau nicht wieder einzuladen; das könne ihr schaden. «Man würde glauben, dass sie mit den Kommunisten sympathisiert, wenn sie mit Ihnen auf gutem Fuss steht.» Ich war verblüfft: «Ja, aber Sie selber haben mich doch auch eingeladen. Haben Sie denn keine Angst vor dem gleichen Verdacht?»

«Aber, aber. Das ist doch wirklich etwas anderes. Mein Mann ist schliesslich Industrieller. Gesellschaftlich passen wir zusammen, ungeachtet unserer Ansichten. Wenn wir einander einladen, so ist da nichts dabei. Aber eine Diplomantengattin und eine Arbeiterfrau?»



Das gute Brigadekollektiv hält während der Arbeitszeit immer zusammen.

«Und wir sind rasch von der Fabrik herübergekommen, um diese Streholzschachtel zu kaufen.» (LM, 25.9.1980)